

Endlich vorbei

Das Hauen und Stechen im Wahlkampf hat Kandidaten und Amt beschädigt

Alexandra Förderl-Schmid

Es ist vollbracht. Endlich ist dieser mit 50 Wochen längste Wahlkampf in der Nachkriegsgeschichte vorbei, das letzte TV-Duell der beiden Kandidaten hat noch einen Tiefpunkt beschert. Es war ein Hauen und Stechen, phasenweise erinnerte die Auseinandersetzung an Schlammcatchen.

Beide Kandidaten überraschten mit aggressiven An- und Untergriffen: Alexander Van der Bellen Berater hatten ihm keinen guten Dienst erwiesen, als sie ihm das Foto seines verstorbenen Vaters und die Taferln mit ins Fernsehstudio gaben. Man kann aus einem Kaunertaler keinen Bärentaler machen. Der stets bedächtig wirkende Wirtschaftsprofessor wirkte zwar munterer als bei anderen Wahlkampfauftritten, aber Van der Bellen ist kein Typ für diese Form des politischen Wrestling. Das kann Norbert Hofer allemal besser – und setzte das in der Endphase offen ein.

Dass auch Hofer in diesem letzten Duell sein Kampfplättchen ablegte, erstaunte genauso: Als die Maske fiel, blieb nichts mehr übrig vom bemüht staatsmännischen Auftreten der vergangenen Monate und vom Biedermann aus Pinkafeld, sondern nur die übliche Bierzeltrhetorik. Und dass von Hofer gleich 24-mal der Vorwurf der Lüge kam, zeigt: Der Angreifer versuchte sich als Opfer zu profilieren – auch das ist bekannte blaue Taktik.

Beide Kandidaten haben versucht, sich mit Untergriffen für das Oberhaupt des Staates zu qualifizieren, indem sie sich gegenseitig abqualifizierten. Auch wenn die meisten Attacken von FPÖ-Seite kamen und zum Krypto-Kommunisten auch noch der längst entkräftete Spion-Vorwurf kam: Van der Bellen hat sich auf ein Niveau begeben, auf das er sich noch in seiner Zeit als Grünen-Chef nie hätte bewegen lassen. Zur Motivierung von Unentschlossenen, doch zur Wahl zu gehen, haben der ganze Wahlkampf und erst recht nicht die TV-Auftritte beigetragen. So gab es an diesem Abend keinen Sieger, sondern einen Verlierer: das Amt des Bundespräsidenten. Denn ein Staatsoberhaupt sollte Souveränität ausstrahlen, die haben beide – wenn auch in unterschiedlichem Maße – missen lassen. Auch deshalb ist es gut, dass dieser Wahlkampf endlich vorbei ist.

Die Polarisierung in diesem Land hat seit der Stichwahl noch weiter zu-

genommen. Vieles, was zu Beginn des Jahres undenkbar schien, ist eingetreten: auf der Weltbühne, aber auch in Österreich. Es entlädt sich der Protest der Bürger in der Wahlkabine, die politische Mitte erodiert – in Österreich symbolisiert durch das klägliche Scheitern der Kandidaten der Regierungsparteien SPÖ und ÖVP, die in der Nachkriegsgeschichte immer den Bundespräsidenten gestellt haben und diesmal jeweils auf nur rund elf Prozent der Stimmen kamen. Das von Roten und Schwarzen geprägte Nachkriegssystem in Österreich ist abgewählt worden.

Beim Mediengipfel in Lech analysierte der mit der Weisheit von fast 80 Jahren gesegnete ehemalige tschechische Außenminister Karel Schwarzenberg die Gründe: Sozialdemokraten und Konservative hätten seit 40 Jahren keine neuen Ideen mehr. Der Aufstieg der Populisten sei nicht deren großer Sieg, sondern die Niederlage der anderen Parteien.

Das ist, anders ausgedrückt, der Denkkzettel, den viele an der Urne abgeben. Schwarzenbergs Mahnung, dass Demokratie und Freiheit nicht als selbstverständlich zu betrachten seien, sollte alle bewegen, zur Wahl zu gehen.

KOPF DES TAGES

Der „verrückte Hund“ mit Hang zum Schießen

Wenn es stimmt, was Donald Trump vor ein paar Tagen in der Redaktion der *New York Times* sagte, dann war es James Mattis, der ihn davon abgebracht hatte, im Umgang mit Terrorverdächtigen zu den Folterpraktiken der Ära George W. Bushs zurückzukehren. Im Wahlkampf hatte Trump noch getönt, dass er Waterboarding für zu harmlos halte und „noch höllisch schlimmer“ als die Methode des simulierten Ertrinkens zurückbringen werde. Um nach der Wahl seinen Sinneswandel zu begründen, zitierte er Mattis. „Er sagte: Ich habe die Erfahrung gemacht, gebt mir eine Packung Zigaretten und ein paar Bier, damit erreiche ich mehr als mit Foltern.“ Da war der pensionierte Viersternegeneral bereits in der engeren Wahl für den Posten des Verteidigungsministers.

2005 sorgte Mattis für Aufsehen, als er in drastischer Sprache von einem Einsatz gegen die Taliban in Afghanistan erzählte. „Du hast es mit Leuten zu tun, die seit fünf Jahren Frauen schlagen, weil sie früher keinen Schleier getragen haben“, sagte er. Solche Leute hätten ohnehin keine Männerehre mehr im Leib, also mache es einen Höllenspaß, auf sie zu schießen.

Dafür kassierte er eine offizielle Rüge, was seiner Karriere gleichwohl keinen Abbruch tat. 2010 beförderte



James Mattis soll neuer Verteidigungsminister der USA werden.

Foto: AFP

ihn Barack Obama zum Befehlshaber des Central Command, des für Nahost und Zentralasien zuständigen Zentralkommandos der amerikanischen Streitkräfte. Drei Jahre darauf trat Mattis in den Ruhestand. Vorausgegangen waren Reibereien mit dem Weißen Haus, das einen Interessenausgleich mit dem Iran anstrebte, während der Falke in Uniform davor warnte. Im April 2016 folgte der verzweifelte Versuch neokonservativer Strategen, ihn als Präsidentschaftskandidaten zu mobilisieren. Als Unabhängiger sollte er Trump, der all seinen Rivalen im Vorwahlenrenn davongezogen war, Paroli bieten. Mattis ließ

allerdings kein Interesse erkennen.

Seine markigen Sprüche trugen Mattis einen unzweideutigen Spitznamen ein, „Mad Dog“ (Verrückter Hund). Sein zweiter, „Warrior Monk“ (Kriegermönch), spielt darauf an, dass der lebenslange Junggeselle gewissermaßen mit dem Militär verheiratet ist. 1969 begann er bei der Marineinfanterie, der schnellen Eingreiftruppe der USA. Danach war er unter anderem 1991 im Golfkrieg, 2001 in Afghanistan und 2004 im Irak im Einsatz. Im selben Jahr organisierte Mattis etwa die Offensive zur Rückeroberung Fallujas, eine der blutigsten Schlachten des Feldzuges im Irak.

Frank Herrmann